

**Zeitschrift:** Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

**Herausgeber:** Verein für Schweizerisches Heim- und Anstaltswesen

**Band:** 42 (1971)

**Heft:** 9

**Buchbesprechung:** Grundprobleme der Anstaltserziehung : eine Auseinandersetzung mit der Kritik an Erziehungsheimen [Peter Wyss]

**Autor:** B.B.

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 17.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Geschichtsstunde

**Anmerkungen zum Buch von Peter Wyss, «Grundprobleme der Anstaltserziehung / Eine Auseinandersetzung mit der Kritik an Erziehungsheimen»**

Verlag Paul Haupt, Bern und Stuttgart, 1971, Schriftenreihe Erziehung und Unterricht.

P. Wyss möchte in seiner im Januar 1971 erschienenen Schrift «einen Beitrag zur Klärung der grundlegenden Probleme der Anstaltserziehung leisten...», um von

sten Heimschützlinge: Sie alle sind irgendwo und irgendwie am Mangel an Liebe gescheitert: Der Lehrer hatte keine Zeit für den Schwächeren. Die Söhne haben keine Zeit für den kranken Vater. Die Mutter hat keine Zeit für ihren Sohn. Wir haben keine Zeit für unseren Nächsten.

«Zeigen Sie uns einmal, ob Sie stark sind im Menschsein, Herr Minister! Wieviele gute Taten verrichten Sie als Christ im Verborgenen? — Stecken Sie die Pistole weg, Herr Polizeiwachtmeister, und sagen Sie uns, was zu tun denn noch die Mühe wert ist. Lieben Sie die Ordnung, der Sie dienen, wirklich, oder lieben Sie Ihr Recht auf Gehalt und Pension mehr? — Zeigt doch jedem von uns, der Krach macht, nur einen einzigen von euch, der in der Stille Gutes tut. — Lasst Männer auf uns los, die uns zeigen, wo der Weg ist, nicht mit Worten, sondern durch ihr Leben. Aber ihr seid schwach, die Starken gehen in den Urwald und machen Neger gesund, weil sie euch ebenso verachten wie wir. — Ihr gabt uns Geld für Kino und Eis, um Ruhe zu haben. Nicht uns habt Ihr damit gedient, sondern euch selbst und eurer Bequemlichkeit, weil Ihr schwach in der Liebe, schwach in der Geduld, schwach in der Hoffnung und schwach im Glauben seid.»

Dieses erschütternde Bekenntnis eines unbekanntes jugendlichen Verfassers sollte uns aufrütteln. Nur durch ein liebevolles Quodlibet, ein verschiedenstes Wirken in der Liebe kann den bisher ungeliebten, verstossenen, abseitigen, asozialen, gebrechlichen Mitmenschen helfen. Dazu hat jeder in der Heimarbeit, jeder an seinem Platz, sein Möglichstes beizutragen; denn nur wenn jeder in diesem Sinne wirkt, wird das Quodlibet rein, harmonisch, menschenbildend sein können. Quodlibet heisst Zusammenarbeit im weitesten Sinne. Alle Möglichkeiten, erfüllt von Liebe, sollen von den verschiedensten Seiten her den Mitmenschen umfassen, damit er sich wirklich gehalten und geborgen fühlt in der immer weiter und unpersönlicher werdenden Weite des Weltalls. Wenn wir uns nicht darauf besinnen, wird das Wort von der entpersönlichten Welt nur allzusehr wahr... und immer mehr Menschen heimbefürdrtigt. Hören wir die Not?

«Ihr habt uns keinen Menschen gezeigt, der gut ist. Ihr habt mit Frömmerei viel Geld verdient und Totergebnisse wie Gebete gemurmelt. Wir möchten aber an Gott glauben, an einen unendlich starken Gott, der alles versteht und der will, dass wir gut sind und der uns lieb hat.»

H. M. B.

ihnen aus die Möglichkeiten und Grenzen der Anstaltserziehung abzuwägen.» Da jedoch, wo das Buch zum eigentlichen Brennpunkt der heutigen Krise der Heimerziehung gelangt, schliesst es.

Der Verfasser ist als ehemaliger Lehrer in einem Erziehungsheim und derzeitiger Erziehungsberater/Schulpsychologe mit den Problemen vertraut und versucht, über die Auseinandersetzung mit kritischen Stimmen von Ärzten, Pädagogen, Heimleitern und -erziehern und ehemaligen Zöglingen die Grundproblematik aufzuzeigen. Zur Grundproblematik stösst P. Wyss jedoch erst im letzten Viertel der Schrift vor, was ich als nachteilig empfinde. In Anbetracht der erhitzten Auseinandersetzungen um die Kollektiverziehung scheint der Beitrag mit der breitangelegten Untersuchung kritischer Stimmen der Vergangenheit, der Gegenwart und Zukunft zuwenig Raum zu geben und verbleibt damit letztlich im Unverbindlichen.

Der Verfasser widmet sich ausführlich der Geschichte der Anstaltskritik und ihren Inhalten, wobei in der überaus sorgsam zusammengestellten, aber allzubreit angelegten Quellensammlung Wiederholungen und Ueberschneidungen das Kapitel eher zulang geraten lassen. In der «Abwägung der Kritik» werden die wichtigsten Thesen zusammengefasst: Das Grundübel der Anstaltserziehung liege in der Anstalt als Kollektivbetrieb, da kollektiv nicht erzogen werden könne. Die grosse Zahl von Zöglingen bedinge eine straffe Organisation, wodurch die Individualität des einzelnen unterdrückt werde. Wo Fremderzieher viele Kinder zu erziehen hätten, müsse es an Liebe fehlen. Die Isolierung der Anstalt von der Aussenwelt bewirke einen Mangel an Anregung und letztlich Lebensuntüchtigkeit. Die Ergebnisse zahlreicher psychologischer Untersuchungen zeigen, dass das Grundübel des Anstaltslebens die sogenannte «Deprivation» oder «seelische Mangelernährung» sei, welche Verkümmern der Persönlichkeit und Fehlentwicklungen zur Folge habe.

Wenn P. Wyss im weiteren auch grundsätzlich bemerkt, dass der Vorwurf, die Kritik am Anstaltswesen sei veraltet, durch die nicht übersehbare Tatsache entkräftet, «dass sich die von uns beigezogenen Schriften über einen Zeitraum von über 50 Jahren verteilen und trotzdem im Grundsätzlichen übereinstimmen», so bleiben die Ausführungen zu «neuen Problemen» und zu «permanenten Problemen», zu «Verbesserungsmöglichkeiten» eher blass, allzu allgemein und decken keine neuen Zusammenhänge auf, wenn auch einige konstruktive Vorschläge nicht unerwähnt bleiben.

Bedauerndwert kurz gerät der letzte Abschnitt über die «ständige Aufgabe» des Erziehers, über «die Notwendigkeit unablässiger Arbeit des Erziehers an sich selbst, insbesondere des Ringens um Wahrhaftigkeit». Da fehlt die Verarbeitung neuerer Erkenntnisse der Sozialpsychologie und gesellschaftskritischer Aspekte. (Die vom Verfasser zitierten Veröffentlichungen sind zum grossen Teil vor Mitte der Fünfzigerjahre erschienen.)

Im Bewusstsein, dass Zitate nur gestützte Teilaspekte wiedergeben können, möchte ich trotzdem zwei Zitate am Schluss gegenüberstellen, wobei das zweite aus einem Aufsatz von T. Moser entnommenen, Aspekte

einbezieht, die ich unter anderem in der Schrift von Wyss vermisste: «Darin besteht ja das Grundproblem der Anstaltserziehung: Anstelle der Institution den Menschen zu setzen. Dies ist die permanente, nie endgültig gelöste Aufgabe jedes Anstaltserziehers. Die Institution mit ihren Reglementen, der Betrieb mit seiner Organisation darf nie das Fundament des Anstaltslebens bilden, sondern der Mensch — und wann immer möglich der liebende Mensch — muss als Mensch zu diesem Fundament werden.» «Paradoxiertweise liesse sich fast formulieren, dass die hohen Ideale und die Bereitschaft zur Selbstaufopferung mit dazu beigetragen haben, die Heimerziehung als ganze in einem Gesamtzustand einer relativen Unzulänglichkeit gehalten zu haben. Denn private, religiös oder ideologisch abgestützte Tugenden können bei bestimmten sozialen Strukturen in der Bilanz zu sozialen Untugenden werden, weil sie zuwenig objektive Einsicht in unzulängliche Verhältnisse zulassen, vor allem aber zuwenig fordernde, selbstbewusste Aktivität, um gegen diese Verhältnisse selbst und nicht so sehr gegen das eigene Versagen vorzugehen.» (Aus T. Moser, «Kritische Aspekte der Heimerziehung», Deutsche Jugend, Heft 4, April 1970.) P. Wyss' Schrift blieb für mich eine Geschichtsstunde, aber urteilen Sie selbst!

B. B.

## Das Bett im Wandel der Zeit

Wenn wir unsere Wohnungen mit ihren Einrichtungen betrachten, so gewinnt man den Eindruck, dass das wichtigste und für unser Wohlbefinden nützlichste Ausstattungsstück, das Bett, weit unter seinem Rang darin figuriert. Selten, dass man es als Besucher in einer Wohnung je zu sehen bekommt und da, wo es aus Platzgründen nicht ganz zu verbergen ist, wird es, wenn immer möglich, als Sitzmöbel getarnt. Diese Einstellung zum unentbehrlichsten Möbelstück unserer Wohnungen herrschte in der Vergangenheit nicht immer vor. Zur gotischen Zeit z. B. mit ihren enormen Himmelbetten, die vollständig mit Vorhängen umschlossen werden konnten, bildeten die Betten ein Haus im Hause. Auch im 18. Jahrhundert, zur Zeit der sogenannten Paradebetten, wo die Schlafstellen ebenfalls reich mit Vorhängen versehen waren, galt es als vornehme Sitte, das Damen höherer Stände auf diesen Betten liegend ihre Besuche empfangen, damit man ja die reiche Ausstattung dieses Liegemöbels bewundern konnte. Und blickt man weiter zurück, so könnte als Musterbeispiel Alexander der Grosse genannt werden, der es liebte, seine Staatsgeschäfte auf einem Bette liegend zu erledigen, das von einem mächtigen Baldachin überdeckt war, der von 50 goldenen Säulen getragen wurde.

Auch die vornehmen Römer waren keine Verächter guter Ruhestätten. Sie verfügten in der Regel mindestens über deren vier. Ein Bett zum Schlafen, ein zweites in Form einer Bettbank zum Speisen, denn die Römer nahmen ihre Mahlzeiten gerne liegend ein, vom dritten machten sie nur in Krankheitsfällen Gebrauch,

und das vierte benützten sie lebend nie: es war ihr Totenbett. Daneben kannten die Römer noch das Ruhebett, auf dem man auch las und schrieb. Alle diese Bettgestelle waren meist aus Holz, mit Edelmetallen verziert, doch es gab auch solche, die ganz aus Elfenbein gefertigt waren. Sie hatten in den Bettrahmen eine Bespannung von Gurten und eine matratzenähnliche Polsterung, die Wolle oder Gänsefedern enthielt. Ferner gehörten zu diesen Betten, sofern sie zum Schlafen benützt wurden, ein rollenförmiges Kopfkissen, Decken oder Felle. Aehnlich den römischen waren auch die ägyptischen Bettgestelle, die als einzige Abweichung ein ausgekerbtes Holz als Kopfstütze aufwiesen, eine Art Nackenschemel, wie sie in Ostasien und Indonesien in Gebrauch waren, dort allerdings mit Rücksicht auf kunstvolle Haartrachten. Und da wir schon nach fernen Ländern sehen, sei auch die Liegestätte aus Backsteinen mit eingebauter Heizung erwähnt, die in Nordchina üblich war. Eine eigenartige Lösung, die harten Wintermonate in den leichtgebauten Lehmhütten zu überstehen.

Eine andere, noch heute übliche Bettform bildete sich in tropisch heissen Gegenden aus: die Hängematte. Sie bietet dem Schlafenden nebst einer weichen Unterlage weitgehend Schutz vor den zahlreichen nicht geflügelten Insekten, die in heissen Gegenden nebst den Moskitos dem Schläfer zur Plage werden.

Wenn auch die europäische Kultur das römische oder das sehr ähnliche griechische Bett als Vorlage hatte, so vollzog sich die Entwicklung zu dieser Bettform nur langsam. Funde aus alter Zeit bestätigen, dass man vom Lager auf Stroh, dünnen Blättern und Moos langsam vom Boden Distanz suchte und so zu ortsfesten Pritschen kam, die dann im Mittelalter mehr und mehr durch eigentliche Betten ersetzt wurden. Mit den damals stark verbreiteten überdachten Himmelbetten verfolgte man auch den Zweck, Wanzen von sich abzuhalten, denn man fürchtete, dass diese Plagegeister die Zimmerwände hinaufsteigen und sich von der Decke auf die Schläfer fallen liessen.

Die geräumigen und prunkvollen Betten dieser Art waren für die ärmern Volkskreise aber nicht erschwinglich, und so bauten sie ihre Schlafstellen oft in Zimmernischen ein und versahen sie, der Mode gemäss, mit Vorhängen oder gar mit festen Türen. Da man diese Betten gerne hoch baute, vielleicht aus Wärmegründen, bestieg man sie über eine Fussbank. Lange erhielt sich auch der Stroh- und Laubsack als Matraze, obschon man das Rosshaar als ideales Polstermaterial entdeckt hatte. Es war eben eine Kostenfrage, die hier den Ausschlag gab.

Mit der Sprungfeder, einer Erfindung des 19. Jahrhunderts, wurde eine weitere Steigerung des Bettenkomforts erreicht. Heute ist auch diese Errungenschaft schon stark gewandelt und weit davon entfernt, ein schwerfälliger Staubfänger zu sein, wie sie es anfänglich war.

Noch ist die Entwicklung des Bettes nicht als gänzlich abgeschlossen anzusehen, denn mit dem Aufkommen künstlicher Polstermaterialien und Stoffe sowie durch vermehrte hygienische Erkenntnisse ergeben sich immer wieder Möglichkeiten, unser nützlichstes Möbelstück noch weiter zu verbessern.

E. R.